

Henrik Berggren und Lars Trägårdh
Ist der Schwede ein Mensch?

Henrik Berggren und Lars Trägårdh

Ist der Schwede ein Mensch?

Was wir von unseren
nordischen Nachbarn lernen können
und wo wir uns in ihnen täuschen

*Aus dem Schwedischen
von Susanne Dahmann*

btb

Inhalt

Vorwort von Svante Weyler 7

Vorwort von Marika B. Lagercrantz 11

Einleitung: Die ungesellige Geselligkeit des Menschen 15

I. DIE ANATOMIE DER NATION

1. Das Volk in Niflheim 29
2. Der Staatsindividualismus 45
3. Die schwedische Theorie von der Liebe 70

II. DIE SCHWEDISCHE IDEOLOGIE

4. Die Zeit der Landnahme 97
5. Liebe und Unabhängigkeit 131
6. Übermenschen und andere Leute 159
7. Schweden den Schweden! 195

III. SCHWEDISCHSEIN – IN DIE TAT UMGESETZT

8. Kinder der Nation, Freiheit des Individuums 231
9. Asozial, unnatürlich, unmenschlich 264
10. Nur eine Hausfrau 308
11. Der Kampf der Verbände 347
12. Eine lutherische Modernität? 385
13. Die schwedische Liebe: zeitgemäß oder überlebt? 435

Nachbemerkung 475

Anmerkungen 479

Literatur 509

Veröffentlichungen der öffentlichen Hand 545

Bildnachweis 547

Register 549

Vorwort von Svante Weyler

Vor einigen Jahren wurde ein schwedischer Klassiker unter dem für uns Schweden ziemlich nichtssagenden Titel »Die Woche mit Sara« zu einem großen Überraschungserfolg in Deutschland. Der Autor heißt Carl Jonas Almqvist – neben August Strindberg der einzige schwedische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts von Weltrang –, und das Buch, das zum ersten Mal 1839 erschienen war, hätte auf Deutsch eigentlich heißen müssen: »Es ist o.k.« Und das, was »o.k.« ist, ist Liebe – auch die sexuelle Liebe – ohne Ehe.

Dieses Buch gehört seit seinem ersten Erscheinen bis heute zum obligatorischen Lesestoff in den schwedischen Schulen. Seine größte Zeit hatte es in den Siebzigerjahren, als ich jung war – damals war es völlig unmöglich, mit einer gleichaltrigen jungen, fortschrittlich eingestellten Frau ein Gespräch zu führen, geschweige denn zu flirten, ohne dieses Buch gelesen zu haben. Und zwar gründlich.

Der kurze Roman schildert eine Bootsfahrt auf dem Mälaren, dem großen See, der bei Stockholm ins Meer fließt. Sara Videbeck, eine junge Frau, die die Glasbläserei ihres Vaters geerbt hat, kehrt gerade in ihre Heimatstadt zurück. Auf der Reise begegnet sie dem jungen Sergeanten Albert. Sie flirten, verlieben sich und verbringen eine gemeinsame Nacht in einem Wirtshaus. Am Morgen danach erklärt Sara, dass sie ihre Beziehung fortsetzen, aber niemals heiraten dürften, dass sie also zwar ihre Liebe, aber nicht ihre Finanzen miteinander teilen werden. Zunächst fällt es Albert schwer, das zu akzeptieren, doch er fügt

sich. Almqvists Radikalität macht aber nicht bei der Idee vom Recht der Frau auf ein eigenes Leben halt. Er zeigt, was der Mann dabei gewinnt, und lässt Albert Sara daraufhin mit ganz neuen Augen sehen:

All das Resolute, Kecke, Schalkhafte, das sie vorher nicht selten an sich gehabt hatte, war verschwunden. Sie zeigte nun das Antlitz der Bürgerin, dieselbe Vernunft in allem wie vorher, doch eine Vernunft, die in die innigste Hingabe, den reinsten Liebreiz getaucht war. Das Wunderbarste war, dass jene vollkommene Freiheit, in der er, allem ungeachtet, von ihr gelassen wurde, von ihr fortzureisen, wenn und wann er wollte, ohne gleich an Verlassen zu denken, sie in seinen Augen tausendfach mehr liebenswert, umgänglich und angenehm machte.¹

Radikaler geht es nicht: Die Freiheit der Frau ist erotisch, sagt Almqvist, eine »Bürgerin« ist »tausendfach mehr liebenswert«.

Texte wie diesen legen Henrik Berggren und Lars Trägårdh ihrer Neuinterpretation nicht nur der schwedischen Identität und Ideologie, sondern auch den Voraussetzungen der schwedischen Gesellschaft zugrunde. Ihre These ist überraschend einfach. Das schwedische Volk, das wir selbst und die Welt oft gern als das kollektivistischste der Erde betrachtet haben, ist in Wirklichkeit das Gegenteil: das allerindividualistischste. Mit Hilfe des Staates befreien sich die Menschen aus den naturgegebenen Abhängigkeiten (Familie, Verwandtschaft, Kirchengemeinde, Dorfgemeinschaft) und werden zu freien Mitbürgern, die dann, wenn es nötig ist, kollektive Lösungen (Gewerkschaften, Parteien, Sportvereine, Eigentümergemeinschaften) wählen, um die gesellschaftlichen Probleme zu lösen.

Viele haben schon die schwedische Geschichte und das, was später das schwedische Modell genannt wurde, beschrieben und ge-

deutet, doch niemand hat es so konsequent von der Familie und der Reproduktion aus betrachtet wie Berggren und Trägårdh. Und die Frage ist auch, ob in der Vergangenheit ein Historiker je gewagt hätte, so großes Gewicht auf das zu legen, womit Autoren wie Almqvist, Strindberg und Ellen Key zum schwedischen Selbstverständnis beigetragen haben. Dies ist eine einzigartige Perspektive in einer einzigartigen Arbeit, die für mich und für viele andere Schweden den Blick auf unser Land und seine Geschichte der Moderne von Grund auf verändert hat.

Ich bekam dieses Manuskript in die Hand, als ich gerade einige Reisen durch Kongo-Brazzaville unternommen hatte, die mich sehr berührt und verändert hatten. Der Kongo ist ein armes Land mitten in Afrika, das viele Ähnlichkeiten mit Schweden aufweist. Große Grundfläche, wenig Einwohner, unermessliche Ressourcen in der Natur – in Form von Wasser, Wald und Mineralien. Doch im Gegensatz zu Schweden ist es hoffnungslos unterentwickelt und ein Opfer des Postkolonialismus und des politischen Chaos. Ich hatte dort längere Zeit in einem Dorf zugebracht, um verstehen zu lernen, was hier passierte und wie ein afrikanisches Dorf überhaupt funktionierte. Bald begriff ich, dass die Voraussetzung dafür darin bestand, die kongolesische Familie zu verstehen – die in allem der absolute Gegensatz zu meiner schwedischen Familie war. Und das nicht nur, was den Wohlstand anging, sondern vor allem, was die Stellung des Individuums betraf: die persönliche Freiheit. Meine eigene Kindheit und Jugend hatte in allem darauf abgezielt, die Familie zu »verlassen« – um dann als freies Individuum ohne wirtschaftliche Abhängigkeiten wählen zu können, ob ich zu ihr zurückkehren wollte oder nicht. Diese Freiheit garantierte mir der Staat durch Kindergeld, Studiengeld, kostenlose Schulen und Universitäten und so weiter.

In der kongolesischen Familie ging es in allem um den genauen Gegensatz, nämlich die Familie. Der Staat garantierte gar nichts, es gab ihn kaum, und die Familie, auch wenn sie mit-

tellos war, musste alles selbst bewerkstelligen, was dazu führte, dass die Kinder sowohl emotional als auch ökonomisch an sie gebunden waren. Der Vater, aber ebenso oft auch der Onkel, stellte die absolute Autorität dar. Waren die Väter erfolgreich und aufgeklärt, dann konnte es den Kindern gut gehen, und sie durften in einem aufgeklärten Geist aufwachsen. Waren sie es nicht, was sehr oft der Fall war, dann waren die Chancen des Kindes auf ein freieres Leben äußerst begrenzt.

Auch meine schwedische Familie entstammte ursprünglich der bäuerlichen Gesellschaft und einer tiefen Armut. Wann hatte sie aufgehört, afrikanisch zu sein? Wann wurde die Idee, dass das Individuum eigene Rechte hat und sich frei entfalten soll, wichtiger als alles andere? Darum geht es, streng genommen, in diesem Buch.

Für viele ist das schwedische Modell ein Werk aufgeklärter schwedischer Sozialdemokraten. Das trifft auch zu, doch Henrik Berggren und Lars Trägårdh gehen den Wurzeln dieses Modells nach, die bis zum schwedischen Liberalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts reichen. Das müssen die sozialdemokratischen Schöpfer des »Folkhemmet«, des »Volksheims«, nun mal aushalten können, war ihr Werk doch kein geringeres als das der liberalen Vorgänger. Vielmehr verstanden sie besser als irgendjemand anders, in was für einem Land sie wirkten und was, ganz grundsätzlich gesehen, die schwedische Identität ausmachte: ein Individualismus, der im Vergleich mit den meisten anderen Ländern, auch den anderen europäischen, fast schon als extrem betrachtet werden kann. Dass die schwedische Sozialdemokratie diesen Individualismus mit kollektiven politischen Lösungen und Systemen zu verbinden vermochte, die bis in unsere Zeit hinein funktionieren, macht ihre Größe aus. Denn was könnte für eine politische Bewegung wichtiger sein, als ein Land und seine Bürger wirklich zu verstehen?

Vorwort von Marika B. Lagercrantz

Schauspielerin und ehemalige schwedische Kulturrätin
in Deutschland

Die Kinder und die Jugendlichen in Schweden sind so einsam.

Als ich einmal eine Straße in Deutschland entlangging, blieb ich plötzlich stehen und sagte diesen Satz laut vor mich hin. Das war in Hamburg, wo ich unter anderem ein Seminar über Kinder- und Jugendtheater vorbereitete, das wir im gleichen Jahr noch in Berlin abhalten wollten. Damals arbeitete ich als schwedische Kulturrätin an der Botschaft in Berlin – eine wunderbare Aufgabe. Deutschland ist ein großes und inspirierendes Land, in dem das Interesse für Schweden und den Norden groß ist, und Berlin ist definitiv eine der Kulturmetropolen der Welt.

Meine Neugier war groß. Und wie so oft, wenn man im Ausland lebt, wird die eigene Kultur plötzlich sichtbar, und es ist alles andere als selbstverständlich, dass man lernen wird, das andere Land zu verstehen. Jetzt hallte das Wort Einsamkeit zwischen den Hauswänden wider. Ich lebte erst einige wenige Monate in meinem neuen Heimatland und war eben zurückgekehrt, nachdem ich in Schweden Weihnachten gefeiert hatte. Das Erlebnis war stark. Dies war nicht das gängige Bild, das ich von Schweden hatte. Eher im Gegenteil.

Die Schweden und ihr Land werden oft als Vorreiter betrachtet, was Kinder und Jugendliche angeht. Das hatte ich bei mehr als einer Gelegenheit gesagt.

Jetzt stand ich hier in Hamburg und erinnerte mich, dass ich mir als junger Mensch gelobt hatte, niemals zu vergessen, wie hart das Leben damals gewirkt hatte. Wie hilflos ich den Gruppen und ihren Hierarchien ausgeliefert gewesen war. Wie einsam ich mich gefühlt hatte.

»Um die Jungen zu verstehen, muss man die Gesellschaft verstehen, in der sie leben.« Das war ein Zitat der deutschen Pädagogin und Soziologin Martha Muchow, das ich in Hamburg auf einer Wand gelesen hatte und das mein Leitstern werden sollte.

»Lies dieses Buch hier«, sagte ein Kollege in der Botschaft, als ich wieder in Berlin war und wir über mein Erlebnis sprachen. »Es hat mir die Augen über vieles in unserem Land geöffnet«, sagte er und reichte mir ein schon recht zerlesenes Exemplar von »Ist der Schwede ein Mensch?« Oft besteht eine Diskrepanz zwischen unserem Selbstbild und dem, wie wir von anderen aufgefasst werden. Wir haben wirklich das Bedürfnis, unsere eigene Kultur zu verstehen, um auch der Globalisierung begegnen zu können. Sich selbst zu kennen ist der Anfang aller wirklichen Begegnungen mit anderen.

Ich las das Buch in einem Rutsch durch und war erschüttert. Es zeigte mir etwas, was ich erlebt hatte, aber nicht in Worte fassen konnte. Lena Andersson schrieb in ihrer Rezension in *Dagens Nyheter*: »Dieses Buch verdient es, gelesen, studiert und lange am Leben gehalten zu werden.« Ich kann nur sagen, dass ich dem zustimme. Während der drei Jahre, in denen ich in der Botschaft in Berlin arbeitete, war es mir eine große Unterstützung. Lars Trägårdh und Henrik Berggren sind darin einem Phänomen auf der Spur, das ursprünglich – als sie über längere Perioden hinweg im Ausland lebten – ihren eigenen Gefühlen entsprang. Wie so viele von uns haben sie erfahren, wie seltsam und exotisch wir Schweden auf den Rest der Welt wirken.

Schweden ist ein altes Land. Unser Staat hat jahrhundertlang aus einer stark zentralistischen Königsmacht bestanden.

Kirche und König kontrollierten alle Lebensbereiche. Da ist es nicht verwunderlich, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts starke Bewegungen entstanden sind, die für die Freiheit des Einzelnen eintraten. In der Freikirche lernten wir, die Bibel neu zu lesen. Die Anti-Alkohol-Bewegung wollte die Flasche gegen das Buch austauschen, und in der entstehenden Arbeiterbewegung galt schon früh das Stimmrecht eines jeden Mannes als die wichtigste Frage. Niemand sollte noch einmal versuchen, den freien Menschen in unserem Land einzuschränken, weder König noch Adel oder Kirche sollten das Individuum in Schweden unterdrücken. Lieber trugen wir eine größere Einsamkeit mit uns herum, als uns beherrschen zu lassen, sei es nun von Vater, Mutter, Pfarrer oder König. Jedes Individuum steht auf eigenen Beinen und möchte als selbständige Einheit betrachtet werden. In dieser Hinsicht unterscheiden wir uns von einem großen Teil der Welt. In Deutschland ist die kleinste Einheit nicht das Individuum, sondern die Familie, was zum Beispiel deutlich wird, wenn man die Familiengesetzgebung studiert.

Ausgehend von meinem starken Erlebnis der Einsamkeit unter Kindern und Jugendlichen in Schweden arrangierten wir an der Botschaft in Zusammenarbeit mit Assitej (einer Kinder- und Jugendtheaterorganisation) ein Seminar in Berlin, an dem Kinder- und Jugendtheater aus Schweden und Deutschland teilnahmen.

Ein zentraler Bestandteil, der dem gesamten dreitägigen Seminar Kraft verlieh, war, Lars Trägårdh einzuladen, über die Situation von Kindern und Jugendlichen in dem Schweden von heute zu sprechen. Er entwickelte dies aus einer historischen Perspektive und betonte das stark individualisierte Menschenbild, das unser Land während einer sehr langen Zeit geprägt hat. Dazu nahm er die Gedanken, die uns beim Lesen von »Ist der Schwede ein Mensch?« gekommen waren, zum Ausgangspunkt.

Beim Abendessen sagte dann die deutsche Soziologin Anne

Wihstutz, nachdem sie Lars Trägårdhs Vortrag über das Verhältnis der Schweden zu ihrem Gesellschaftsaufbau gehört hatte: »Ihr scheint bei euch der Meinung zu sein, dass sich Schule, Staat und Kommunen um die Kinder und Jugendlichen zu kümmern haben. Bei uns ist es genau umgekehrt. Wir wollen unsere Kinder vor der Gesellschaft schützen. Die deutsche Geschichte hat uns misstrauisch gegenüber allem gemacht, was von Gesellschaft, Schulen, Kindergärten und Behörden kommt.«

Es war befreiend, das zu hören, auch wenn ich erkenne, wie schwer es ist, in einem Land zu leben, in dem alle Menschen ein großes Misstrauen gegenüber allen Behörden hegen. Wie befreiend ist es da doch, in Schweden zu leben, wo uns die starke Beziehung und das Vertrauen in unsere Gesellschaft getragen haben und es immer noch tun. Das ist etwas ungeheuer Kostbares. Ich schätze die schwedische Selbständigkeit und den Respekt vor unserem Gesellschaftsaufbau wirklich sehr. Die Einsamkeit können wir mit ein wenig internationaler Hilfe auch noch überwinden.

Ich wünsche Ihnen allen eine gewinnende Lektüre und viele inspirierende Diskussionen über »Ist der Schwede ein Mensch?«.

Einleitung: Die ungesellige Geselligkeit des Menschen

Es ist das Schicksal des Menschen, im Kraftfeld zwischen zwei Bestrebungen gefangen zu sein: dem Willen nach individueller Souveränität und der unerbittlichen Notwendigkeit, eine Gemeinschaft einzugehen. Die Bewegung zwischen Gemeinschaft und Unabhängigkeit ist zudem, wie Immanuel Kant schon vor zweihundert Jahren feststellte, eine, die zur Verstärkung der beiden Pole führt.

Kant hat einen klassischen Begriff geschaffen, um diese Dialektik zu beschreiben: »die ungesellige Geselligkeit des Menschen«. Er meinte, der menschliche Impuls, sich mit seinen Artgenossen zu vereinen, sei angeboren. Wir müssen an der Gemeinschaft teilhaben, nicht nur, um zu überleben, sondern auch, um unsere angeborenen Fähigkeiten entwickeln zu können. Doch dieses Verlangen erzeugt gleichzeitig einen Widerstand beim Individuum, der die Gemeinschaft aufzulösen droht. Der Mensch, so schreibt Kant,

... hat aber auch einen großen Hang sich zu vereinzeln (isolieren): weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, alles bloß nach seinem Sinne richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er von sich selbst weiß, daß er seinerseits zum Widerstande gegen andere geneigt ist. Dieser Widerstand ist es nun, welcher alle Kräfte des Menschen erweckt, ihn dahin bringt seinen Hang zur Faulheit zu überwinden und, getrieben durch Ehrsucht, Herrschaftsucht oder Hab-

sucht, sich einen Rang unter seinen Mitgenossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann.²

Nach Kant ist das jedoch keineswegs eine schlechte Nachricht. Schließlich sei es gerade die unsoziale Sozialität, die dazu führt, dass der Mensch den ersten Schritt von der Barbarei zur Kultur macht. Der Kampf darum, seine Unabhängigkeit zu bewahren, obwohl er an der Gesellschaft teilhat, zwingt ihn, seine ihm innewohnenden Fähigkeiten und Talente zu verwirklichen.

Dadurch wird der Mensch immer aufgeklärter und entwickelt seinen primitiven Sinn für moralische Urteile zu praktisch anwendbaren Prinzipien weiter, die am Ende eine übergreifende Gesellschaftsmoral bilden können. Aus den Konflikten entsteht ein sozialer Vertrag, eine Verfassung, die zwar die Freiheit für die Staatsbürger beschränkt, es ihnen aber auch ermöglicht, friedlich zusammenzuleben. Kant vergleicht die Gesellschaft mit einem Wald: Da die Bäume um Sonnenlicht und Luft kämpfen, zwingen sie einander, beides zu suchen. Das Ergebnis sind schöne, gerade Stämme.

Es gibt natürlich viele Gründe, sich zu Kants Fabel vom sozialen Vertrag und zu seinem pietistischen Entwicklungsoptimismus skeptisch zu verhalten. Der Ausdruck »die ungesellige Geselligkeit des Menschen« selbst aber erscheint überwältigend relevant, will man die zweihundert Jahre Moderne zusammenfassen, die vergangen sind, seit Kant auf den Straßen von Königsberg unterwegs war.

Auf der einen Seite hat eine ungeheure Individualisierung der westlichen Gesellschaft stattgefunden. »Die große Kette der Wesen«, wie der Philosoph Ernst Cassirer die alte hierarchische Ordnung nannte, ist durchbrochen und durch ein atomistisches Menschenbild ersetzt worden, in dem jedes Individuum ein gleicher und gleichberechtigter Bürger ist.³ Auch wenn keine vernünftige

Person leugnen wird, dass unsere Möglichkeiten in hohem Maße von wirtschaftlichen und sozialen Strukturen bestimmt werden, gehen wir doch davon aus, dass das Individuum der kleinste Bestandteil der Gesellschaft ist (was die buchstäbliche Bedeutung war, die Alexis de Tocqueville in den Begriff hineinlegte, als er ihn zu Beginn des 19. Jahrhunderts prägte) und nicht die Verwandtschaft, die Familie, die Zunft oder das Dorf.⁴

Auf der anderen Seite sind wir mehr denn je abhängig voneinander. Die Kräfte, die die Individualisierung entfesselt hat, haben auf allen Gebieten zu enormen Veränderungen geführt. Die Freiheit, ein Unternehmen zu eröffnen und frei zu handeln, hat ein explosionsartiges Wachstum ermöglicht, während das Recht auf freie Meinungsäußerung und freie Wissenschaft Entdeckungen und Erfindungen nach sich gezogen hat, die unser Leben verlängert und die Lebensqualität weit über die Vorstellungen unserer Ahnen hinaus verbessert haben. Doch damit sind unsere Leben auch engermaschiger miteinander verwoben worden. Wir sind nicht mehr selbstversorgende Bauern, die nur von nahliegenden Unglücken wie den Auflagen des Feudalherren, dem Zorn des Pfarrers oder dem Krieg des Königs bedroht werden können, sondern globale Staatsbürger, deren modernes Dasein durch Tausende von Mikro-Entscheidungen geformt wird, die andere Menschen auf dem restlichen Planeten getroffen haben – die klimatische Bedrohung ist vielleicht nur ein offenkundiges Beispiel dafür.

Diese historische Bewegung zeigte sich zwischenzeitlich gewaltsam und turbulent. Sie begann 1789 mit einer Revolution, die sowohl mehr Freiheit als auch mehr Gemeinschaft versprach, und ist seither zwischen diesen beiden Polen hin- und hergependelt. Während des 19. und des 20. Jahrhunderts haben immer mehr Menschen – Arbeiter, Frauen, Jugendliche und Einwanderer – verlangt, als selbständige Individuen mit unveräußerlichen Rechten betrachtet und behandelt zu werden. Doch

gleichzeitig haben sie auch Sicherheit und Gemeinschaft gewünscht. Die gute historische Lösung dieses Gegensatzes waren Sozialverträge, die entweder von liberalem Nationalismus oder von Sozialdemokratie geprägt wurden. Doch in manchen Zeiten und in einigen Ländern haben wir auch andere Antworten beobachten können. Autoritäre, faschistische und kommunistische Regime haben brutale und endgültige Lösungen für die anstrengende Spannung zwischen Freiheit und Gemeinschaft gefunden. Der Hang des Menschen, »alles bloß nach seinem Sinne richten zu wollen« – um mit Kant zu sprechen –, hat auch zu Krieg, Tod und Völkermord geführt.

Allerdings gibt es eine Region in Europa, die von abrupten Bewegungen und gewaltsamen Konflikten verschont geblieben ist – das ist Skandinavien. Und nicht zuletzt Schweden. Hier ist die historische Bewegung hin zu Demokratie, Marktwirtschaft und bürgerlichen Rechten sanfter und geschmeidiger verlaufen als anderswo. Keine Revolutionen haben die Gesellschaft auf den Kopf gestellt. Ein allmählicher, friedlicher Klassenkampf innerhalb der Grenzsteine des Rechts mündete in eine demokratische Staatsführung, während die äußeren staatsrechtlichen Rahmen in ihrer monarchischen Form erhalten blieben. Die gemeinsamen und mit der Zeit schnell wachsenden Ressourcen sind in pragmatischen Verhandlungen aufgeteilt worden, woraus ein universelles Wohlfahrtssystem entstanden ist, das alle Bürger umfasst. Die außenpolitischen Ambitionen waren zurückhaltend und mehr auf Beistand für arme Länder ausgerichtet. Gleichheit ist ein Leitwort der Politik gewesen, ohne dass es zu Einschränkungen in der individuellen Freiheit geführt hätte. Es war selbstverständlich, viel in Ausbildung und Forschung zu investieren. Die staatliche Verwaltung war frei von Korruption, und die Bürger nahmen eifrig an verschiedenen Arten von zivilgesellschaftlichen Vereinigungen – von der Anti-Alkohol-Bewegung bis zum Modell-Flieger-Club – teil. Um mit Kant zu

sprechen: Die Bürger in den skandinavischen Ländern scheinen gerade gewachsenen Bäumen zu gleichen, die in anständigem Abstand voneinander stehen, um die klare Sonne der Aufklärung bis nach unten in das dichte Unterholz scheinen zu lassen.

Nun kann man diese besondere Region als eine uninteressante Ausnahme betrachten, ein Völkchen aus Hobbits, das sich aus der Weltgeschichte abgesondert hat und sein eigenes Süppchen kocht. Skandinavien hat zum Beispiel im Vergleich mit dem Balkan, wo sich die Imperien begegneten, ganz einfach geopolitisches Glück gehabt. Auf einer kargen Halbinsel in Nordeuropa platziert, haben Schweden, Norweger und in etwas geringerem Maße auch die Dänen eine Armeslänge Abstand zu imperialen Nachbarn wie Deutschland und Russland halten können. Zwar bekriegten Dänemark und Schweden einander kühn in der Zeit der frühen Moderne und hegten ihre eigenen Großmacht-Gedanken um die Ostsee. Doch zumeist wurden die Kriege außerhalb der eigenen Kerngebiete geführt und hörten im 19. Jahrhundert, als sich die skandinavischen Reiche auf ihre jeweils eigene Halbinsel zurückzogen, ganz auf. Unter diesen extrem günstigen Voraussetzungen, so meinen einige, sei es kaum verwunderlich, dass der Modernisierungsprozess in den stilleren Gewässern Skandinaviens so ruhig und friedlich verlaufen ist.

Doch wurde die skandinavische und vor allem die schwedische Eigenart von den umliegenden Gesellschaften auch auf eine ganz andere Weise interpretiert, nämlich nicht als eine kuriose Sonderform, sondern als ein Vorbild für andere Gesellschaften, ein *Modell*.⁵ Der Durchbruch für diesen Gedanken kam in den 1930er-Jahren mit dem Buch des liberalen amerikanischen Journalisten Marquis Childs *Sweden – The Middle Way*. In einer Zeit, als Marktwirtschaft und Planwirtschaft zur Wahl zu stehen schienen, pries er Schweden als einen vernünftigen Mittelweg. Er wies auf die kooperative Bewegung, den Bau billiger Woh-

nungen für die Arbeiterklasse, die wirtschaftliche Krisenpolitik und den relativ offenen Dialog zwischen schwedischer Sozialdemokratie und Wirtschaft hin. Die Schweden hatten keine Angst davor, den Staat als ein Instrument zur Schaffung gleicher Verhältnisse zu nutzen, während sie gleichzeitig von einem deutlichen Widerwillen gegen totalitäre Systeme geprägt waren: »Der Opposition gegenüber einem totalitären Staat, sei er nun faschistisch oder kommunistisch, wird deutlich Ausdruck verliehen.«⁶

Sweden – The Middle Way war kein Bestseller, sondern hat hauptsächlich Beamte in Roosevelts *New-Deal*-Administration beeinflusst. Doch konnte Childs eine Interpretation etablieren, die nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die gesamte westliche Welt dem Wohlfahrtsstaat in der Hoffnung zuwandte, dass er eine Wiederholung der Dreißigerjahre-Krise und des Zweiten Weltkriegs verhindern könne, Auftrieb bekommen sollte. Gebt mir eure Stimme, forderte der elsässische Sozialdemokrat Emil Eberhard die Wähler in Mulhouse 1947 auf, dann unterstützt ihr den schwedischen Mittelweg, »ein Vorbild für den Rest der Welt«. In den USA erklärte die *New York Times*, es gäbe »keinen stärkeren Schutz gegen den Kommunismus in Europa als diesen Sozialismus«. Und in Großbritannien war der Labour-Führer Clement Attlee der Ansicht, Schweden sei »eine sozialistische Utopie« und ein Vorbild für die britische Nachkriegsplanung.⁷

Damit waren zumindest in gewissen Ländern und gewissen Kreisen die Voraussetzungen für den Triumphzug des »schwedischen Modells« geschaffen. Für viele kriegsgeschädigte Länder in Kontinentaleuropa war nicht besonders interessant, was die Schweden, die sich nicht nur aus dem Krieg rausgehalten hatten, sondern auch wohlhabender waren denn je, unternahmen. Doch in den USA und vor allem unter liberalen Akademikern wurde Schweden zu einer Trumpfkarte, die man den konservativen Widersachern entgeschleudern konnte. Die Marktwirt-

schaft kann mit Gleichheit und sozialer Wohlfahrt kombiniert werden, staatliche Reglementierung bedroht Demokratie und Freiheit nicht. Oft war es allein die Idee von einem »Modell«, die schon attraktiv wirkte. Die Schweden hatten optimale Systeme für Umverteilung und Zuwachs geschaffen, die relativ leicht auf andere Länder übertragen werden konnten, wenn die Bürger in diesen Ländern nur ihrer Vernunft und ihrem moralischen Urteilsvermögen trauten. Die zugrunde liegende Gedankenfigur war, dass die Skandinavier ungewöhnlich rationale und solidarische Wesen seien, die für das Beste der Allgemeinheit sorgen konnten und nicht nur furchtsam ihre Eigeninteressen bewachen mussten.

Hier kommt eine dritte Reaktion der Umwelt ins Spiel: Irgendwas stimmte doch nicht mit diesen perfekten Menschen, oder? Journalisten und Politiker, denen es zum Hals rausging, andauernd das schwedische Modell vorgehalten zu bekommen, antworteten, indem sie auf die Konformität, die Tristesse, die Einsamkeit und die Ungeselligkeit in Schweden hinwiesen. Die amerikanische Zeitschrift *Time* war schon in den 1940er-Jahren der Auffassung, dass die Schweden zwar frei seien, ihre Freiheit aber »viel zu sehr in Watte gepackt« sei.⁸ Präsident Eisenhower erklärte 1960, dass die Wohlfahrtsgesellschaft eine hohe Selbstmordrate mit sich brächte. In den Siebzigerjahren wurden die Schweden von dem Journalisten Roland Huntford zu den »new totalitarians« ausgerufen, und sogar der schwedenfreundliche deutsche Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger schien ein wenig erschrocken: »Es sah ganz so aus, als wäre (...) den Sozialdemokraten ein Projekt gelungen, an dem schon ganz andere Regimes, von der Theokratie bis zum Bolschewismus, gescheitert waren: nämlich die Zähmung des Menschen.«⁹ Wenn der Preis für die soziale Solidarität in tristem Konformismus und naivem Zutrauen zur Obrigkeit bestand, dann sollte die restliche Welt diese hervorragenden Wohlfahrtsbedingungen vielleicht besser vermeiden.

Diese Sichtweisen enthalten sämtlich ein Körnchen Wahrheit. Schweden hat ohne Frage geopolitisch gesehen Glück gehabt. Die Sozialdemokraten waren geschickte Sozialingenieure, die die Anforderungen des Marktes und die Bedürfnisse der Bürger gegeneinander ausbalanciert haben. Und die Schweden sind ziemlich konformistisch und zeitweilig durchaus ungesellig. Doch diejenigen, die diese verschiedenen Schwedenbilder geschaffen haben, erinnern auch stark an die zwar gelehrten, aber blinden Männer in der hinduistischen Fabel: Als sie einen Elefanten untersuchen, packt einer ein Bein und sagt, die Bestie gleiche einem Baum. Ein zweiter befühlt einen Zahn und meint, das sei ein Speer. Der dritte, der den Schwanz gepackt hat, behauptet, der Elefant würde an ein Seil erinnern, und der vierte greift den Rüssel, was ihn glauben lässt, er halte eine große Schlange.

Wir finden, es ist an der Zeit, das ganze Bild dieses Tieres zu zeigen.

Die grundlegende These dieses Buches ist, dass der schwedische Wohlfahrtsstaat eine eigene Lösung des kantischen Problems von der ungeselligen Geselligkeit des Menschen gefunden hat, nämlich die Übereinkunft, die den Bürgern die maximale Befreiung von traditionellen Gemeinschaftsbanden ermöglicht, ohne deshalb die fundamentale moralische Ordnung der Gesellschaft aufs Spiel zu setzen.¹⁰ Hingegen wird der schwedische Gesellschaftsvertrag als ein Ausdruck von Solidarität und Fürsorge zwischen den Menschen aufgefasst. Viele haben auch Schweden als in einer mehr oder weniger diffusen Hinsicht sozialistisch betrachtet. Das, so meinen wir, heißt den zeitweilig extremen Individualismus zu unterschätzen, der die schwedische Gesellschaft ausmacht.

Zwei Grundgedanken durchziehen unsere Darstellung. Zum einen der, dass der schwedische Wohlfahrtsstaat auf eine Übereinkunft zwischen Staat und Individuum baut, welche

die Individuen auf radikale Weise von gegenseitiger zwischenmenschlicher Abhängigkeit befreit hat. Hinter der durch die Volksheim-Parole angedeuteten solidarischen *Gemeinschaft* verbirgt sich eine von hypermodernen und historisch betrachtet ungewöhnlich autonomen Individuen bewohnte *Gesellschaft*. Diese Allianz zwischen Staat und einzelnen Mitbürgern nennen wir *den schwedischen Staatsindividualismus*.

Voraussetzung für diesen Gesellschaftsvertrag ist eine breite Auffassung davon, wie wichtig es ist, von anderen Menschen unabhängig, nicht untergeordnet oder in Schuld verhaftet zu sein, und zwar ganz gleich, ob es dabei um Wirtschaft, Gefühlsleben oder soziale Verhältnisse geht. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Schweden auf entscheidende Weise von vielen anderen Wohlfahrtsstaaten, in denen die Familie und andere kollektive Gemeinschaften im sozialen Sicherheits- und Wohlfahrtssystem verankert blieben. In diesen Systemen setzt man in scharfem Kontrast zum schwedischen voraus, dass Liebe und Intimität in zwischenmenschlichen Beziehungen von eben jener gegenseitigen Abhängigkeit handeln, von einem Gefühl unmittelbarer und immanenter Pflicht gegenüber dem Nächsten und von einer Einordnung in hierarchische und soziale Beziehungen.

Der schwedische Staatsindividualismus baut auf einer entgegengesetzten Logik auf, nämlich auf der Vorstellung, dass wahre Liebe nicht auf gegenseitige Abhängigkeit, sondern auf grundsätzliche Autonomie gegründet ist.

Was als Entfremdung, Verantwortungslosigkeit und sogar asoziales und unmoralisches Verhalten betrachtet werden kann, ist im schwedischen Wohlfahrtssystem mit übergeordneten Werten wie Solidarität, Sicherheit und Gleichheit vereinbar. Die schwedische Sozialgesetzgebung ist antihierarchisch, ganz gleich, ob es dabei um Mann und Frau, Eltern oder Kinder geht. Gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit ist durch das Prinzip ersetzt worden, dass die sozialen Bande Gleichheit und

einen grundsätzlichen Respekt vor der Autonomie des anderen voraussetzen. Dies nennen wir *die schwedische Theorie von der Liebe*.

Zum anderen behaupten wir, dass dieser Sozialvertrag nichts ist, das dem schwedischen Volk von den Sozialingenieuren der Dreißigerjahre und ihren Nachfolgern von oben herab aufgezungen wurde. Die Voraussetzung ist in Wirklichkeit eine gemeinsam und historisch verankerte Definition von Schweden und dem Schwedischsein, die man bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen kann. So gesehen bedeutet schwedisch zu sein vor allem, auf Kosten von Gemeinschaft, Intimität und traditionellen Verpflichtungen nach Selbständigkeit, Freiheit und individueller Selbstverwirklichung zu streben. Der moderne Wohlfahrtsstaat hat bereits existierende Werte institutionalisiert.

Von seiner eigenen Kultur zu schreiben, von den Verhaltensweisen, die so tief liegen, dass man nicht weiß, wo die eigene Persönlichkeit endet und die normativen Ideale der Gesellschaft anfangen, ist problematisch. Man läuft Gefahr, entweder in eine radikale Distanzierung zu verfallen oder sich zu narzisstischer Selbstbestätigung hinreißen zu lassen. Deshalb entscheiden verständlicherweise viele Historiker, sich nicht in dieses Dornengestrüpp aus Vorstellungen, Werten und Erzählungen zu begeben, aus dem das kollektive Selbstbild einer Nation besteht. Sie halten sich lieber an allgemeine Theorien des Nationalismus oder an messbare Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern.

Internationale Vergleiche und die umfassende Forschung der letzten Jahrzehnte zum Thema Nationalstaaten und Nationalismus haben natürlich auch in diesem Werk eine bedeutende Rolle gespielt. Doch haben wir vor allem versucht, die zugrunde liegenden existentiellen Werte, die sowohl soziale Beziehungen als auch politische Institutionen in Schweden prägen, zu prüfen. Das Quellenmaterial umfasst Lyrik und Belletristik ebenso

wie vom Staat beauftragte Studien und politische Debatten. Eine Reihe Philosophen – von Kant bis Bataille – werden zur Interpretation bemüht. In diesem Material, so meinen wir, gibt es Hinweise auf eine lang währende und stabile schwedische Selbstauffassung.

Dieses Selbstbild ist zwar ideologisch, doch nicht willkürlich – ohne eine Reihe höchst empirischer historischer und sozialer Voraussetzungen wäre es unmöglich. Das bedeutet nicht, dass wir das Individuum als ein hilfloses Opfer übermächtiger Strukturen betrachten. Oder wie es ein Wissenschaftler ausgedrückt hat: »Eine Kultur zu verstehen bedeutet nicht, vor ihr zu kapitulieren – im Gegenteil, indem man versteht, wie die Kultur uns beeinflusst, können wir uns aus ihrem Griff befreien.«¹¹

Dieses Buch ist wie eine historische Erzählung angeordnet. Der erste Abschnitt (»Die Anatomie der Nation«) stellt die grundlegenden Perspektiven und Fragestellungen vor. In Kapitel 1 ziehen wir die umfassende und phantasievolle Literatur des 20. Jahrhunderts über den schwedischen Volkscharakter heran, um einen wichtigen theoretischen Ausgangspunkt aufzuzeigen: Kants Theorie von der ungeselligen Geselligkeit des Menschen.

Im dann folgenden Kapitel diskutieren wir das Verhältnis zwischen Staat und Bürgern in der schwedischen Geschichte, wobei wir Vergleiche zu Deutschland und den USA ziehen. Hier dürfen auch die politischen Philosophen Alexis de Tocqueville und Jean-Jacques Rousseau verschiedene Blickweisen von der Spannung zwischen Staat und Individuum formulieren. Und zum Abschluss heben wir in Kapitel 3 gewisse Aspekte der europäischen Geschichte der Familie hervor, die Einfluss auf die Anordnung des schwedischen Wohlfahrtsstaates von heute hatte.

Es folgt der zweite Teil (»Die schwedische Ideologie«), der seinen Ausgangspunkt bei einer Reihe einflussreicher schwedischer Intellektueller vom 19. Jahrhundert bis zum Beginn des

20. Jahrhunderts nimmt. Das Verhältnis zwischen dem liberalen Nationalismus und dem Individuum-Begriff von Erik Gustaf Geijer und Carl Jonas Love Almqvist wird in den Kapiteln 4 und 5 behandelt.

August Strindberg und Ellen Key spielen eine wichtige Rolle in den darauffolgenden Kapiteln, in denen wir den Radikalindividualismus analysieren, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen so durchschlagenden Erfolg in Schweden hatte.

Im letzten Kapitel dieses Teils wird das erfolgreiche Zusammentreffen der Sozialdemokratie mit den Ideen von Individuum, Staat und Gesellschaft beschrieben, das die liberale Ideologie vom Schwedentum des 19. Jahrhunderts aufgriff.

Im dritten Teil (»Schwedischsein in die Tat umgesetzt«) verfolgen wir die Institutionalisierung dieser Ideen im Rahmen des Ausbaus des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaates. In Kapitel 8, das mit der neuen Sicht auf das Verhältnis zwischen der Nation und den Kindern in der Zwischenkriegszeit beginnt, spielt Alva Myrdal eine besondere Rolle. Dann folgt in Kapitel 9, ausgehend vor allem von Eva Moberg und der Gruppe 222, eine Analyse des radikalliberalen Ansatzes, der zu den umfassenden familienpolitischen Reformen der Siebzigerjahre führen sollte.

Die Reaktion auf diese Umwälzung wird im folgenden Kapitel behandelt, hier mit besonderem Fokus auf der Hausfrauen-Debatte. Von der Entwicklung und Bedeutung der schwedischen Volksbewegungen handelt Kapitel 11, und Kapitel 12 führt uns dann in die Neuzeit zu einer Diskussion des Konfliktes der letzten Jahrzehnte um die »starke Gesellschaft« und die »Zivilgesellschaft«. In Kapitel 13 geht es um Luther und die Bedeutung der Religion, ausgehend von der Trennung von Kirche und Staat, wie sie zur Jahrtausendwende stattgefunden hat. Wir beschließen das Buch mit einigen Gedanken über die Zukunft des schwedischen Staatsindividualismus.

I. Die Anatomie der Nation

1.

Das Volk in Nifflheim

»Ist der Schwede ein Mensch?« So lautete der Titel einer provokativen Übung in einer wissenschaftlichen Disziplin, die damals, 1946, Volkspsychologie genannt wurde. Unter Überschriften wie »Das Volk mit dem Eisherzen«, »Das Scheidungsvolk« und »Hassen die Schweden Kinder?« dividierte der Journalist Sanfrid Neander-Nilsson den schwedischen Nationalcharakter auseinander und zog einen trostlosen Schluss nach dem anderen. »Außerhalb der Großstadt wird immer noch der größte Teil des schwedischen Bewusstseins vom schwedischen Wald bestimmt«, meinte er.

Der Schwede wurde mit einem Psychopathen von seltsamer Seelenverfassung verglichen, der »anders beschaffen war als gewöhnliche moderne Menschen«. Es fiel ihm schwer, Kontakt zu bekommen, er fühle sich schüchtern, sei trist und habe es schwer. Sein Lebensgefühl gründe sich insgesamt betrachtet meist auf die Fähigkeit, alles zu ertragen. Hinter der schwedischen Eiseskälte wollte Neander-Nilsson menschliche Angst erkennen und ein unbegreifliches Desinteresse daran, »ein Gegenüber, welcher Art und welchen Geschlechts es auch sein möge, psychologisch penetrieren zu wollen«.

Auch für die vermeintlich peinlichen Versuche schwedischer Männer und Frauen in Sachen Liebe hatte er nicht viel übrig. Die Männer betrachtete er als linkische Eisblöcke und nietzsche-anische blonde Bestien. Die Frauen kamen ihm passiv, kaltherzig und verschlossen animalisch vor – und ihre Liebe wie eine kalte Last, die in einem geistigen Polarklima vollzogen wurde. Resigniert verglich er den rauen, eiskalten Mechanismus in der

schwedischen Liebe mit der latinischen liederlichen *Amour*. Doch das Schlimmste an dieser Gefühlskälte seien die Konsequenzen für die Kinder. Nicht nur, dass Kinder »für moderne Menschen in der Zweizimmerwohnung eine wirtschaftliche Belastung« darstellten, zudem sei der Schwede in dieser Hinsicht auch noch speziell. Es sei kein Zufall, sondern das Symptom eines tiefergehenden Problems, dass das Schwedische unter allen Sprachen als einzige Diminutive – »die Koseworte für die unschuldigen Kinder« – vermissen lasse.

Um dies zu illustrieren, zitierte er eine Geschichte aus der Zeitschrift *Svenska Familjevärnet* (»Die schwedische Familienwehr«) des Schwedischen Volksbundes, die von einem Hausbesitzer handelt, der einem Mieter gekündigt hatte, weil sich dieser weigerte, seinen Sohn auf dem Hof zu züchtigen (der Vermieter war offensichtlich gereizt, weil der Junge im frisch geharkten Sand Fußspuren hinterlassen hatte). Nach Neander-Nilsson reagierte der Hausbesitzer »durchschnittsschwedisch«, und er meinte, dass, wenn dieser Kinder hasste, »vermutlich auch das schwedische Volk in seiner Gesamtheit das tut«. Mit Hinweis auf die Mission des Schwedischen Volksbundes – nämlich die Geburtenraten zu steigern – fragte er sich abschließend, ob es »überhaupt verwunderlich ist, dass in einem Land, in dem die Mehrheit des Volkes Kinder aus ganzem Herzen verabscheut, so wenig Kinder geboren werden«. Die Lage sei so schlimm, meinte Neander-Nilsson, dass es »in Schweden leichter ist, ein Hund oder eine Kuh zu sein, als ein Kind«. ¹²

STOLZ UND SCHEU

Neander-Nilsson war kein Freund des modernen Individualismus. Als er »Ist der Schwede ein Mensch?« schrieb, war er Ende vierzig und hatte eine keineswegs astreine Laufbahn als Journa-

list hinter sich. Als junger, frisch ausgebildeter Archäologe hatte er in den Zwanzigerjahren als Sekretär beim Svenska Institutet in Rom gearbeitet. Der Vormarsch des Faschismus sollte ihn sehr stark beeinflussen – während der Zwischenkriegszeit publizierte er eine ganze Reihe positiver Schilderungen sowohl von Mussolinis Italien als auch von Hitlers Drittem Reich. Politisch sympathisierte er mit der rechtsradikalen Bewegung »Sveriges Nationella Förbund« (»Schwedens Nationalverband«), die sich aus der rechten Högerpartiet herausgebildet hatte. Deren Grundhaltung trug er als Journalist und Redakteur in diversen konservativen schwedischen Tageszeitungen zu Markte.

Selbst nach dem Krieg fiel es Neander-Nilsson noch schwer, sich von der Blut-und-Boden-Ideologie der Nazis zu befreien. Er strapazierte die natürliche Nähe der Schweden zu Wald und Blutsbanden und betonte den Missmut, den ein Schwede empfinde, wenn er zum Leben in der Stadt genötigt werde: »Es ist das Verhältnis zum Blut und zur Natur, das Vernehmen des Blutsbandes und das Herkunftsgefühl selbst, dieser ganze große Komplex, der mit der rein physischen Reproduktion des Menschen zusammenhängt, der im modernen industrialisierten Schweden einer Massenkrise ausgesetzt ist.« Der Schwede sei, so meinte er, »in unseren Tagen ein unglücklicher Mensch«, der sich »zur Natur und zur Erde, zur Wärme des Blutes und zum Schutz und zur Geborgenheit des Verwandtschaftsbandes« zurücksehne.¹³

Nun war diese Analyse des Schwedischseins schon 1946 nicht mehr sonderlich originell. Neander-Nilssons Vorstellungen vom Schwedentum knüpften denn auch an eine längere Tradition an. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts – als nach dem Verlust Finnlands die Grenzen des modernen Schweden neu festgelegt wurden – hatten Schriftsteller und Intellektuelle viel Tinte darauf verwandt, den Versuch zu machen, die Eigenschaften zu definieren, die für die Bewohner des östlichen Teils der Skandinavi-

schen Halbinsel besonders typisch waren. Eine Reihe bedeutender Kulturpersönlichkeiten – wie Geijer, Almqvist, Strindberg, Ellen Key, Heidenstam – trugen während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu dieser Diskussion bei.¹⁴

Doch Neander-Nilssons Kritik der mangelnden sozialen Kompetenz der Schweden schloss unmittelbar an die Diskussion um den schwedischen Volksgeist an, die vor allem von Gustav Sundbärg, Professor an der Universität Uppsala, initiiert wurde. Sundbärg gab 1911 *Det svenska folklynnnet* (»Der schwedische Volksgeist«) heraus, ein Werk, das den Anspruch erhob, den schwedischen Nationalcharakter zu beschreiben. Laut Sundbärg, der eigentlich Statistiker war, kennzeichneten den Schweden eine Reihe von Eigenschaften, von denen es fast immer eine positive und eine negative Seite gäbe: steif, aber rechtschaffen, eifersüchtig, aber ehrenhaft, einsam, aber selbständig, scheu, aber stolz.

Das hervorstechende Merkmal jedoch sei die große Liebe zur Natur, diese oft beschworene Sehnsucht des Schweden nach menschenleeren Kiefernwäldern und einsam gelegenen Wasseransammlungen. Diesem intensiven Verhältnis zur Natur entspreche eine kühle Einstellung anderen Menschen gegenüber. Es mangle dem Schweden an psychologischer Einsicht: »... wir Schweden lieben die Natur und interessieren uns dafür, doch nicht für Menschen.«¹⁵ Für Sundbärg überwog, nachdem er Soll und Haben verglichen hatte, das Negative: Es gebe einen Mangel an Wohlbefinden in Schweden, der dazu führe, dass die Mitbürger ihr Heimatland verließen, um ihr Glück in Nordamerika zu suchen (*Det svenska folklynnnet* wurde als Beilage zu einer großen Forschungsarbeit über die Ursachen der Emigration publiziert).

Sundbärgs düstere Kritik an den Schweden war Teil einer groß angelegten Suche nach dem schwedischen Nationalcharakter, die während der turbulenten Jahrhundertwende mit der

Auflösung der Union und den anstürmenden Arbeitermassen anhub. Die Behauptung, die Schweden hätten es schwer, Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen, wurde von einer großen Menge an Kommentatoren übernommen und ausgeschmückt. Eher poetisch kamen diese Gedankengänge bei Oscar Levertin zum Ausdruck, dessen deprimierendes Gedicht »Das Volk von Nifflheim« erklärt:

Nicht Liebe singt der befreite Geist,
sondern Schwermut allgemein.
Stolz und scheu zu gleicher Zeit,
tragen die Besten es allein.¹⁶

Während der folgenden Jahrzehnte entwickelten verschiedene Schriftsteller diese strenge Sichtweise von der schwedischen Liebe und Gemeinschaft weiter. In *Folklynnen* (»Der Volksgeist«) von 1915, das neun Auflagen erfuhr, stellte der Kunsthistoriker Carl Laurin ebenso wie Sundbärg Naturempfinden gegen Menschenkenntnis. Das »Bedürfnis, ganz und gar sein eigen zu sein«, treibe den Schweden in die Natur, dies sei ein Ausdruck des »unbezähmbaren Individualismus« und der »unbändigen Freiheitslust« der Schweden.¹⁷ Dies gelte sogar für die Landsleute, die nach Nordamerika ausgewandert seien. »Die Schweden sind bekannt dafür, Individualisten zu sein. Der Individualismus ist einer ihrer hervorstechenden Charakterzüge«, hieß es in Abram Otteys *The Swedish Race in America* von 1940.¹⁸

Während der Zwanzigerjahre gerierte sich die Diskussion um den schwedischen Nationalcharakter politisch relativ unschuldig. Es handelte sich mehr um ein Thema für Glossen und literarische Betrachtungen denn um eine Frage von Identität und nationalem Schicksal. Vor allem der Konflikt zwischen Natur- und Menschenliebe stellte ein dankbares Thema für erheiternde Interpretationen dar. In *Svenskt* (»Schwedisch«) ironisierte der

Arzt Gotthard Söderbergh Heidenstams klassische Formulierungen über die Felsklippen der Kinderzeit: »... nur wenige Behauptungen mögen von größerem Wahrheitsgehalt sein, als dass der Schwede die Steine des Landes liebt. Dessen Volk dagegen verursacht ihm durchaus gemischte Gefühle.«¹⁹

Mit dem zunehmend schwierigeren internationalen Klima und dem Gefühl der Machtlosigkeit der kleinen Nation während der Dreißigerjahre wurde die Diskussion über den Charakter der Schweden dann immer tiefgründiger. Dabei hob man zunächst noch die positiven Seiten hervor. So sollte der schwedische Volkscharakter Freiheit mit Gesetzestreue vereinen, weil die Schweden in ihrer Leidenschaft für die Gerechtigkeit immer auch um den Wert der individuellen Freiheit wüssten.

Doch schon während des Krieges ging man wieder zu grüblerischer Selbstkritik über. In *Svensk Folkkaraktär* (»Der schwedische Volkscharakter«) von 1944 übernimmt der Psychologe und Volksschulrat Georg Brandell Sundbärgs These, dass es dem Schweden an psychologischer Einfühlung und Interesse an anderen Menschen mangle. Im tiefsten Innern des Schweden gäbe es etwas extrem Reserviertes, für das Brandell nur die Bezeichnung »Zugeknöpftheit« einfiel. Den Schweden fehle einfach alles Talent für das Gesellige, und diese antisozialen Züge sollten auf einer tieferen Ebene aus dem »starken Individualismus« der Schweden folgen. Der Schwede sei letztlich von dem unbändigen Bedürfnis, »sich frei und selbständig« zu fühlen und keine erdrückenden sozialen Bande zu spüren, bestimmt.

Brandell sah das nicht nur positiv. Vielmehr war er zutiefst besorgt, ob das Bedürfnis der nordischen Rasse nach Unabhängigkeit und Freiheit nicht schon Formen angenommen habe, die ihr Überleben gefährdeten. Die niedrigen Geburtenraten, so meinte er, seien kein Zufall und gründeten in dem Wunsch, ein freies und unabhängiges Leben ohne Familie und Kinder zu

führen. »Das Bedürfnis nach persönlicher Freiheit kann so stark sein, dass es das Gefühl nach zwischenmenschlicher Gemeinschaft unterdrückt.«²⁰

DAS ÜBLICHE: DIE EINSAMKEIT

Gleich nach dem Krieg erschien dann eine umfassende Essay-sammlung mit dem Titel *Lasternas bok: Våra kulturfel* («Das Buch der Laster: Unsere Kulturfehler») mit Beiträgen unter anderem des Literaturhistorikers Staffan Björck und des Schriftstellers Sven Stolpe. Gerade Björck legte eine harsche Analyse des Bildes von Schweden in der Belletristik vor und sekundierte damit Brandell:

Die Literatur fließt über von Studien der Lieblosigkeit, des leeren Raumes zwischen Mann und Frau (...). Quasi jede Ehe in Olle Hedbergs Büchern ist von dieser Art. Der Pflichtmensch und der Spießbürger unterstützen sich gegenseitig darin, das Liebesleben zu verarmen und die spontanen Impulse einzufrieren.²¹

Zeugnisse für den schwedischen Mangel an zärtlichen Gefühlen gebe es in so großer Zahl, reflektiert Björck, dass man sich ernsthaft fragen müsse, ob es sich nicht um ein Defizit handle, welches schon im Charakter des Volkes angelegt sei. Nicht selten werde die Liebe zu Tieren über die Liebe zu Menschen gestellt. Hier zitiert Björck den Schriftsteller Ivar Lo-Johansson: »Die Schweden sind ein seltsames Volk, das sich zwar sehr für Tierschutz und Naturschutz interessiert, sich um Menschen aber streng genommen nicht schert.«²²

Während der Hochzeiten des Wohlfahrtsstaates von den Fünfzigerjahren bis zur Mitte der Siebzigerjahre wurde der selbstkritische Ton aus dem »Buch der Laster« dann etwas leiser,

verstummte aber nie ganz. Das Thema von der schwedischen Lieblosigkeit wurde nun eher von ausländischen Betrachtern und Wissenschaftlern aufgegriffen, die Schweden besucht hatten, um den erfolgreichen Wohlfahrtsstaat zu studieren. Während eines offenbar quälenden Aufenthalts im Schweden der Sechzigerjahre machte der Engländer George Walton Scott Bekanntschaft mit einem finsternen und einsamen Land am äußeren Rand Europas:

Die Schweden sind ein schweigsames, im Stadtleben verlorenes Volk. Ihr tristes Image und ihre seelische Isolierung machen eine Stadt wie Stockholm zu einem weißen Fleck auf der Karte der menschlichen Gemeinschaft. Die Art und Weise, in der sich die Menschen in der Öffentlichkeit aufführen, ist grässlich, in Straßenbahnen wird man barsch gestoßen, und auf den Bürgersteigen läuft man gegeneinander, ohne dass sich jemand entschuldigt. Die Schweden haben sich noch nicht an das urbane Leben anpassen können, sie sind es nicht gewohnt, sich in Menschenansammlungen zu bewegen.²³

Ein anderer Brite, Paul Britten Austin, hielt sich an Sundbärg, als er die schwedische Kultur beschreiben sollte: »Die Schweden hegen mehr Interesse und Wertschätzung für die Natur als für andere Menschen.«

Dies, so meint Austin, habe auch eine gute Seite, nämlich sowohl Selbständigkeit als auch eine Fähigkeit, aus eigener Kraft die Natur zu nutzen. Doch es sei außerdem negativ, denn es werde zu Isolation und Einsamkeit führen, »ein riesiges schwedisches Thema und der quälende, allgegenwärtige Gegensatz zum schwedischen Sozialismus«. Zur Unterstützung seiner These nennt er Beispiele aus der schwedischen Kultur, nicht zuletzt die Filme von Ingmar Bergman. Er hebt die archetypische Bergman-Gestalt Isak Borg hervor, der in *Wilde Erdbeeren* den

Inquisitor fragt, welche Strafe ihn dafür erwarte, sich aus der menschlichen Gemeinschaft zurückgezogen zu haben. »Das Übliche: die Einsamkeit«, lautet die Antwort.²⁴

Austin war auch von einem kontroversen amerikanischen Buch mit dem Titel *Suicide and Scandinavia* inspiriert, das 1964 erschien. Der Autor Herbert Hendin meinte, dass die Schweden vom frühesten Alter an dazu ermuntert würden, selbständig zu sein und sich über die Arbeit, mehr noch als durch soziale Beziehungen, selbst zu verwirklichen. Hierbei handele es sich um tief eingeprägte Kulturpraktiken, die sich sowohl in sozialen Institutionen wie auch in individuellen Persönlichkeiten widerspiegeln – eine Sichtweise, die für die sogenannte *culture and personality*-Schule bezeichnend war, der Hendin angehörte. Diese Analyse brachte wiederum Austin dazu zu postulieren, dass vieles von dem, was als sehr modern aufgefasst würde, zum Beispiel die Gleichstellungspolitik, zunächst einmal nur der ideologische Ausdruck einer tief verwurzelten psychologischen Präferenz sei.²⁵

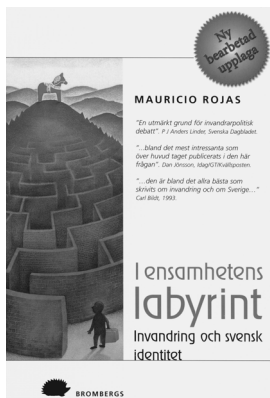
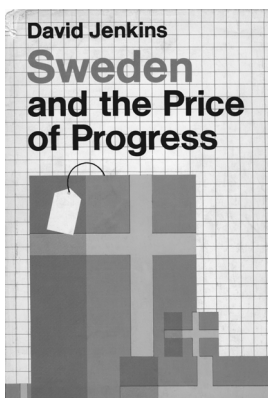
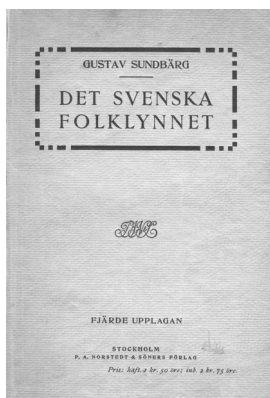
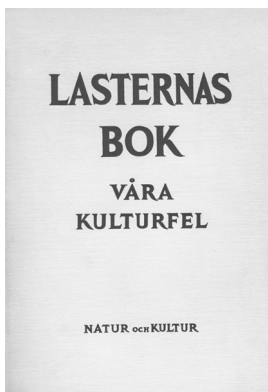
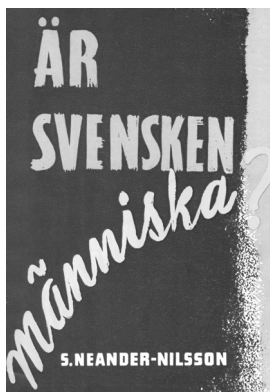
Hendin und Austin sahen den Grund für »das seltsame, sich selbst isolierende Verhalten der Schweden« in dem begründet, was Austin als ein »gewisses Unvermögen bei der schwedischen Mutter« bezeichnete, während Hendin es allgemeiner aus der schwedischen Kindererziehung herleitete.²⁶ Sie meinten, ein typisches schwedisches Muster erkannt zu haben, das von einer frühen Trennung von Mutter und Kind sowie der Ermunterung zu Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit sogar schon bei kleinen Kindern gekennzeichnet sei. Hendin machte deutlich, dass dies auch die schwedische Familienpolitik beeinflusse:

Wenn die Schweden zum Beispiel mehr und mehr Tagesstätten für erwerbstätige Mütter bauen, dann liegt das nicht daran, dass sie der Meinung sind, man würde, indem man Mutter und Kind trennt, bessere Staatsbürger hervorbringen. Es geht vielmehr da-

rum, dass der schwedische Staat hier auf die Bedürfnisse und Forderungen der Frauen reagiert, da diese nach der Geburt eines Kindes so schnell wie möglich an den Arbeitsplatz zurückkehren wollen.²⁷

Spätere Studien der Achtziger- und Neunzigerjahre haben die hohe Bedeutung von Werten wie Selbständigkeit und Unabhängigkeit für die Schweden im internationalen Vergleich herausgestellt. Laut Åke Daun, der 1989 eine Studie mit dem Titel *Svensk mentalitet* («Schwedische Mentalität») herausgab, wird dies besonders deutlich, wenn man Erziehung und Pädagogik studiert. Während in Schweden »soziale Kompetenz« selbstverständlich bedeutet, dass das Kind die »Fähigkeit besitzt, allein zurechtzukommen«, ist es in Südeuropa unvorstellbar, dass ein Kind außerhalb des familiären Rahmens glücklich werden könnte.²⁸ Der Ethnologe Karl-Olov Arnstberg führte eine vergleichbare Analyse in der Essaysammlung *Typiskt svenskt* («Typisch schwedisch») durch, wo er unter anderem auf die Debatte um die Bedürftigkeitsnachweise für Sozialhilfe einging. Üblicherweise kritisieren die Schweden dabei nämlich die Zurechnung des Kindeseinkommens zum Familieneinkommen, weil dies die Unabhängigkeit des Kindes beeinträchtigt.²⁹

Auch innerhalb der vergleichenden Familienforschung hat die hohe Bewertung von Selbständigkeit in Schweden Aufmerksamkeit erregt. In der Anthologie *Autonomy and Dependence in the Family* von 2002 verglichen schwedische und türkische Wissenschaftler die zwischenmenschlichen Abhängigkeiten innerhalb der Familie. Laut Elisabeth Özdalga ist Schweden dabei durch eine starke individuelle Autonomie gekennzeichnet, deren institutioneller Grund von öffentlich finanzierten Wohlfahrtsprogrammen gelegt wird.³⁰ Dasselbe Muster sei, so meint Lennart Stridsberg, auch in der Wirtschaft erkennbar. Seine vergleichende Analyse von amerikanischen und schwedischen Un-



Hundert Jahre Schwedischsein

ternehmern führte zu dem Schluss, dass für die letztere Gruppe das Streben nach Selbständigkeit wichtiger sei:

In den USA ist ein großes persönliches Vermögen viel wichtiger für die soziale Stellung als in Schweden, dafür ist in Schweden die persönliche Unabhängigkeit wichtiger als in den USA. 1988 wurde eine Studie über die dominierenden Motive für Unternehmer in elf Ländern erstellt. In Schweden war die Unabhängigkeit, der Wunsch, seine Beschlüsse selbst fassen zu können, absolut dominant.³¹

Während der letzten Jahrzehnte hat die Tatsache, dass Schweden zu einem Einwanderungsland geworden ist, völlig neue Sichtweisen und Beobachtungen ermöglicht, weil die Neubürger zwar in anderen Kulturen geboren sind, sich aber nach und nach den schwedischen Normen angepasst haben. Auch hier ist der ungewöhnlich große Individualismus bei den Bewohnern des Landes ein wiederkehrendes Thema. Der Wirtschaftshistoriker und Reichstagsabgeordnete Mauricio Rojas beschreibt in einem Buch über die Einwanderungspolitik *I ensamhetens labyrint* («Im Labyrinth der Einsamkeit») die Schwierigkeit beim Dekodieren schwedischer sozialer Normen:

Das Jantelag ist kein Witz, es ist der Kitt der ideologischen Gemeinschaft, Preis und Grundvoraussetzung der Gemeinsamkeit. Das Ergebnis ist eine höchst eigenwillige Kombination aus einer sehr starken freiheitsliebenden und raumfordernden Einstellung und einer ebenso starken Bindung an die Gemeinschaft, die Grenzen und Rahmen setzt, aber auch der Garant dieser Freiheit ist. Das ist ein Balanceakt zwischen öffentlichem Kollektivismus und privatem Individualismus, zwischen Gruppendenken und Reviermarkierung, der für einen Fremden extrem schwer zu verstehen und zu lernen ist.³²

Im selben Geist veröffentlichte das *Svenska Dagbladet* im Frühjahr 1998 einen groß aufgemachten Artikel unter der Rubrik »Den underlige svensken« (»Der seltsame Schwede«). Man richtete sich vor allem an »Ausländer, die in unserem Land wohnen«, mit der Frage, was den Schweden kennzeichne. Die mit Fotos von den interviewten Einwanderern geschmückten Rubriken fangen den Grundton ihres Schwedenbildes ein: »Unbegreifliches Bedürfnis nach Einsamkeit«, »Schwer zugängliche Lebensgrübler«, »Extreme Individualisten«, »Formell und systematisch«. Oder wie es ein im Ausland Geborener als das schwedische Paradox zusammenfasste: »Eine ungeheuer individualistische Gesellschaft, in der man gleichzeitig so abhängig vom Staat ist. Wie kann man zwei so unterschiedliche Sichtweisen vereinen?«³³

In einer anderen Artikelserie in *Dagens Nyheter* aus dem Herbst 2005, in der man das Fehlen von sozialen Kontakten zwischen Einwanderern und Schweden zum Thema machte, wurde auch die Frustration über das ungesellige Verhalten der Schweden in vielfacher Weise ventiliert. Doch Einwanderer, die schon länger in Schweden wohnten, bemerkten auch, dass man das nicht persönlich nehmen müsse: die Schweden würden außerhalb der Familie überhaupt nicht viel Umgang pflegen. Einer der Interviewten erklärte: in seinem Ursprungsland, in dem viele Menschen eigene Unternehmen und Läden betrieben, um davon zu leben, seien breit angelegte soziale Kontakte eine absolute Notwendigkeit. In Schweden dagegen könne man auch ohne das zurechtkommen, was zumindest einen Vorteil habe: »Wenn ein Schwede mein Freund sein will, dann weiß ich, dass er mich wirklich mag und mir nicht nur irgendwas verkaufen will.«³⁴



Henrik Berggren, Lars Trägårdh

Ist der Schwede ein Mensch?

Was wir von unseren nordischen Nachbarn lernen können und wo wir uns in ihnen täuschen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 560 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
10 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-442-75470-0

btb

Erscheinungstermin: März 2016

Was wir von den Schweden lernen können.

Der Schwede möchte seine Ruhe haben. Umgekehrt lässt er auch andere in Ruhe. Oft wird dieser tiefe Wunsch nach Unabhängigkeit als Gefühlskälte missverstanden. Doch der Schwede lebt das Ideal der Gleichheit. Was allerdings bedeutet das für die Gesellschaft? Was für die Politik? Und was können wir in Deutschland daraus lernen? Die beiden renommierten Historiker Henrik Berggren und Lars Trägårdh setzen sich mit der Geschichte des Wohlfahrtsstaates auseinander und mit der Befreiung des Individuums aus sämtlichen zwischenmenschlichen Abhängigkeiten. Sie zeigen, worin sich der Erfolg des »schwedischen Modells« begründet – indem sie fragen, was den Schweden als Menschen auszeichnet. Und das stimmt nicht immer mit dem Bild überein, das wir von unseren nordischen Nachbarn haben. Und vor allem zeigen Berggren und Trägårdh im Vergleich mit Deutschland: Während hierzulande die kleinste Einheit der Gesellschaft die Familie ist, ist es in Schweden das Individuum. Und die Auswirkungen sind immens.